

Die Tragetaschen- theorie des Erzählens

in: Ursula K. Le Guin: Am Anfang war der Beutel. Warum die Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft. Essays, Reden und ein Gedicht – ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Matthias Fersterer. Klein Jasedow 2020.

Original: «The carrier bag theory of fiction», in: Dies.: Dancing at the Edge of the World. New York 1989

In den gemäßigten und tropischen Regionen, in denen sich allem Anschein nach die Evolution von Menschenaffen zu Menschen ereignete, waren Pflanzen das Hauptnahrungsmittel unserer Spezies.¹ Fünfundsechzig bis achtzig Prozent dessen, wovon Menschen sich in diesen Regionen in paläolithischer, neolithischer und vorgeschichtlicher Zeit ernährten, stammte aus Wildsammlung; nur in den extremen arktischen Regionen war Fleisch das Hauptnahrungsmittel. Die Mammutjäger² mögen prominent auf Höhlenwänden prangen und unsere Vorstellung besiedeln, doch um lebendig und wohlgenährt zu bleiben, sammelten wir Samen, Wurzeln, Sprossen, Triebe, Blätter, Nüsse, Beeren, Früchte und Körner, mit Käfern und Weichtieren, in Netzen oder Schlingen gefangenen Vögeln, Fischen, Ratten, Kaninchen und anderer stoßzahnloser Kleintierbeute als Eiweißbeilage. Und dafür mussten wir nicht einmal schwer arbeiten – weit weniger als Bauern, die nach Erfindung der Zivilisation auf

anderer Leute Feldern schufteten. Prähistorische Menschen brauchten im Schnitt nicht mehr als fünfzehn Stunden pro Woche zu arbeiten, um ein gutes Leben führen zu können.

Fünfzehn Stunden pro Woche für die Subsistenz zu arbeiten, lässt viel Raum für andere Tätigkeiten. So viel Zeit, dass jene Rastlosen, die gerade weder ein Kleinkind hatten, das sie auf Trab hielt, noch die entsprechenden Fertigkeiten, Sachen zu bauen, Speisen zu kochen, Lieder zu singen oder überaus interessante Gedanken zu denken, sich vielleicht lieber davontrollten und Mammuts jagen gingen. Die geschickten Jäger kehrten dann beladen mit Bergen von Fleisch und Elfenbein zurück – und mit einer Geschichte. Entscheidend war nicht das Fleisch. Entscheidend war die Geschichte.

Es ist schwer, eine wirklich packende Geschichte davon zu erzählen, wie ich erst einer wilden Haferspelze ein Haferkorn abgerungen habe und dann noch einer und dann noch einer und dann noch einer und dann noch einer; und dann habe ich mich an meinen Mückenstichen gekratzt, und Ool hat einen Witz gemacht, und dann sind wir zum Fluss gegangen und haben Wasser getrunken und eine Weile den Molchen zugeschaut, und dann habe ich eine neue Haferstelle entdeckt ... Nein, diese kann beim besten Willen nicht mit jener Geschichte mithalten, wie ich meinen Speer tief in die riesenhafte haarige Flanke gestoßen habe, während Oob, durch die Wucht eines herannahenden Stoßzahns durchbohrt, sich unter Schreien wand und überall in purpurnen Fontänen Blut herausschoss, und wie Boob zu Sülze zerquetscht wurde, als das Mammut auf ihn donnerte, nachdem ich es mit meinem Pfeil zielsicher durchs Auge direkt ins Gehirn getroffen hatte.

Diese Geschichte hat nicht nur Action, sie hat auch einen Helden. Helden sind wirkmächtig. Im Handumdrehen werden

die Männer und Frauen im wilden Hafergrund und deren Kinder und die Fertigkeiten der Sachenbauerinnen und die Gedanken der Denker und die Lieder der Sängerinnen in den Bann des Helden gezogen und in den Dienst seiner Heldengeschichte gezwungen. Doch es ist nicht ihre Geschichte. Es ist seine.

Als Virginia Woolf das Buch plante, aus dem schließlich der Essay »Drei Guineen« hervorgehen sollte, schrieb sie die Überschrift »Glossar« in ihr Notizbuch; sie wollte die englische Sprache neu erfinden, um eine andere Geschichte erzählen zu können. Ein Glossareintrag ist ›Heldentum‹ (*heroism*), definiert als ›Botulismus‹. Und ›Held‹ (*hero*) wird in Woolfs Wörterbuch mit ›Flasche‹ (*bottle*) bersetzt. Der Held als Flasche, eine stringente Neubewertung. Ich hingegen schlage nun vor, die Flasche zum Helden zu kren.

Nicht nur die Flasche Gin oder Wein, sondern ›Flasche‹ im älteren Sinn als allgemeine Bezeichnung für ein Behältnis, ein Ding, das etwas anderes aufnimmt.

Wenn man nichts hat, in das man Nahrung hineintun kann, wird sie sich früher oder später verflüchtigen – selbst wenn es sich um etwas so Wehrloses und Inaktives wie Haferkörner handelt. Solange sie griffbereit sind, lassen sie sich dem ersten und wichtigsten Behälter, dem eigenen Magen, einverleiben; was aber ist morgen früh, wenn es nach dem Aufstehen kalt und regnerisch ist, wäre es dann nicht gut, ein paar Handvoll Hafer zu haben, um selbst etwas zwischen die Zähne zu bekommen und die kleine Oom damit zu beruhigen – wie aber schafft mensch mehr als das, was in den eigenen Magen und in die hohle Hand passt, nach Hause? Also gilt es wohl oder bel, aufzustehen und durch den Regen zur klitschnassen Haferwiese zu stapfen. Doch wäre es da nicht ungemein praktisch, etwas zu haben, in das Baby Oo Oo hineingelegt werden könnte, um selbst beide Hände

zum Hafersammeln frei zu haben? Ein Blatt, eine Kalebasse, eine Muschel, ein Netz, einen Beutel, ein Tragetuch, einen Sack, eine Flasche, einen Topf, eine Schachtel, einen Container. Ein Gefäß. Ein Behältnis.

Das erste Werkzeug war wahrscheinlich ein Behältnis ... Vielen Theorien zufolge handelte es sich bei den ältesten kulturellen Erfindungen um Behältnisse zum Transport von Gesammeltem und um eine Art Tragetuch oder Tragenetz.³

So schreibt Elizabeth Fisher in »Women's Creation«. Doch halt, das kann nicht sein. Wo ist denn dann das wunderbare, große, lange, harte Ding – ein Knochen, wenn ich mich recht erinnere –, mit dem der Affenmensch in dem Film einen anderen erschlagen hat, und das er, nachdem er den ersten veritablen Mord mit ekstatischem Grunzen gefeiert hatte, hoch in den Himmel warf, wo es sich im wirbelnden Flug in ein durchs All schnellendes Raumschiff verwandelte, das den Kosmos befruchtete und am Ende des Films einen entzückenden Fötus hervorbrachte, natürlich einen Jungen, der (seltsamerweise) so ganz ohne Mutterleib, so ganz ohne Gebärmutter durch die Milchstraße driftete?⁴ Ich weiß es nicht. Es interessiert mich auch nicht. Diese Geschichte erzähle ich nicht. Wir kennen sie zur Genüge, wir alle haben bereits alles nur Erdenkliche über all die Stöcke und Speere und Schwerter gehört, jene langen, harten Dinger, mit denen man schlagen, stechen und hauen kann, aber wir haben noch nichts von jenem Ding gehört, in das man Dinge hineintun kann, dem Behälter für das Behaltene. Diese Geschichte ist neu. Sie hat Neuigkeitswert.

Und zugleich ist sie alt. Älter – genauer bedacht, sicher weit- aus älter – als die Waffe (ein luxuriöses, überflüssiges Werkzeug jungen Datums); viel älter als die nützlichen Werkzeuge Messer und Beil; etwa gleich alt wie die unverzichtbaren Dresch-

Schab- und Grabwerkzeuge – denn was nützt es, viele Kartoffeln ausgraben zu können, wenn es nichts gibt, um diejenigen, die nicht an Ort und Stelle verspeist werden können, nach Hause zu schleppen? – ; gleich alt, wenn nicht gar älter als das Werkzeug, das Energie in den Raum schleudert, ist das Werkzeug, das Energie nach Hause bringt. Das klingt plausibel. Ich bin eine Anhängerin von Fishers ›Tragetaschentheorie der menschlichen Evolution‹.

Diese Theorie erklärt nicht nur große blinde Flecken und vermeidet beträchtlichen Unsinn (überwiegend bevölkert von Tigern, Füchsen und anderen Säugetieren mit starkem Revierverhalten) anderer Theorien; sie erdet mich auch ganz persönlich auf eine mir bislang unbekannte Weise in der menschlichen Kultur. Solange mir Kultur als etwas vermittelt wurde, das sich aus der Verwendung langer, harter Objekte, mit denen sich stechen, hauen und töten lässt, begründete und weiterentwickelte, hatte ich nie das Gefühl, dass ich besonders viel damit zu tun hätte oder haben wollte. (»Was Freud als den Mangel an Zivilisation der Frau missdeutete, ist tatsächlich ihre mangelnde *Loyalität* gegenüber der Zivilisation«, wie Lillian Smith beobachtete.) Das von diesen Theoretikern vorausgesetzte Verständnis von Gesellschaft, von Zivilisation war offenkundig ihr eigenes; sie besaßen es, und es gefiel ihnen; sie waren Menschen, muster-gültige Menschen, die hauten, stießen, stachen, töteten. Da ich auch ein Mensch sein wollte, suchte ich nach Belegen für meine Menschlichkeit; doch wenn eine dadurch zum Menschen wird, dass sie eine Waffe baut, um damit zu töten, dann war ich entweder ein nachweislich völlig mangelhaftes Menschenwesen oder aber überhaupt kein Mensch.

Ja, genau, wurde darauf erwidert. Du bist eben eine Frau. Möglicherweise gar kein Mensch, auf jeden Fall aber mangel-

haft. Und nun sei still, damit wir die Heldengeschichte vom Aufstieg des Menschen weitererzählen können.

Nur zu, sage ich, während ich in Richtung des wilden Hafers davonziehe, mit Oo Oo im Tragetuch und der kleinen, ein Körbchen tragenden Oom an meiner Seite. Erzählt nur weiter davon, wie das Mammut auf Boob fiel und wie Kain über Abel herfiel und wie die Bombe auf Nagasaki fiel und wie brennendes Napalm auf die Dorfbewohner fiel und wie die Lenkflugkörper auf das Imperium des Bösen fallen werden und von all den anderen Entwicklungsstufen im Aufstieg des Menschen.

Wenn es eine typisch menschliche Verhaltensweise ist, etwas, das wir haben möchten, weil es nützlich, essbar oder schön ist, in eine Tasche oder einen Korb oder ein Stück gebogene Borke oder ein gerolltes Blatt oder ein aus den eigenen Haaren gewebtes Netz oder dergleichen mehr zu geben, und es dann mit nach Hause zu nehmen, wobei zu Hause schlichtweg eine weitere, größere Art von Beutel oder Tasche, ein Behältnis für Menschen, ist, und es später herauszunehmen und zu essen oder zu teilen oder für den Winter in einem solideren Behältnis einzulagern oder ins Medizinbündel oder in den Schrein oder ins Museum zu geben, an den heiligen Ort, der das, was heilig ist, bewahrt, und dann am darauffolgenden Tag mehr oder weniger dasselbe zu tun – wenn es das ist, was uns menschlich macht, dann bin ich wohl doch ein Mensch. Zum allerersten Mal vollends menschlich und dabei frei und froh.

An dieser Stelle möchte ich umgehend klarstellen, dass ich kein wehrloses Menschlein mit Beißhemmung bin. Ich bin eine alternde, streitbare Frau, die ihre Handtasche mit Schmackes zu schwingen und Unholde abzuwehren weiß. Deshalb betrachten jedoch weder ich selbst noch andere mich als heroisch. Es ist einfach eines dieser lästigen Dinge, die mensch tun muss,

um weiter wilden Hafer sammeln und Geschichten erzählen zu können.

Entscheidend ist die Geschichte. Die Geschichte, die die Mammutjäger übers Schlagen, Stechen, Vergewaltigen, Töten, sprich: über den Helden erzählten, ist auch jene Geschichte, die meine eigene Menschlichkeit vor mir verschleierte. Die grandiose, giftige Geschichte des Botulismus. Die Killergeschichte.

Manchmal scheint es, als neige sich diese Geschichte ihrem Ende zu. Damit es nicht bald überhaupt keine Geschichten mehr zu erzählen gibt, sind einige von uns hier draußen inmitten des – in diesem Teil der Welt eingeführten – wilden Hafers⁵ der Ansicht, dass wir schleunigst damit anfangen sollten, eine andere Geschichte zu erzählen, eine, die vielleicht dann weitergesponnen werden kann, wenn die alte endgültig ausgedient hat. Vielleicht. Das Problem ist nur, dass wir alle zugelassen haben, selbst zu einem Teil der Killergeschichte zu werden, so dass deren Ende auch uns den Garaus machen könnte. Deshalb suche ich mit einer gewissen Dringlichkeit nach der Natur, nach dem Motiv, nach den Worten jener anderen Geschichte, der unerzählten Geschichte, der Lebensgeschichte.

Sie mag ungewohnt sein und uns nicht so spielend leicht über die Lippen gehen wie die Killergeschichte, doch ›unerzählt‹ war eine Übertreibung. Seit Ewigkeiten erzählen sich die Leute die Lebensgeschichte in allen möglichen Worten und Weisen. Schöpfungs- und Wandlungsmymen, Narrengeschichten, Volkserzählungen, Witze, Romane ...

Der Roman ist eine im Kern unheroische Form des Erzählens. Freilich hat der Held auch dort oft die Macht an sich gerissen, wie es eben seiner imperialen Natur und seinem unkontrollierbarem Impuls entspricht, alles an sich reißen und kontrollieren zu wollen; und hat dabei im Versuch, seinen unkontrollierbaren

Impuls, dieser Erzählweise den Garaus zu machen, zu kontrollieren, strenge Gesetze und Verordnungen erlassen. So hat der Held durch seine Sprachrohre, die Gesetzgeber, verfügen lassen, dass erstens die einzig legitime Erzählform jene des Pfeils oder Speers sei, die ›hier‹ beginnt, schnurstracks nach ›dort‹ führt und – tschack! – genau ins Schwarze trifft (und dabei ihr Ziel totschießt); dass zweitens der Konflikt das zentrale Anliegen jeglicher Erzählform, so auch des Romans, sei; und dass drittens eine Geschichte schlecht sei, in der er, der Held, nicht vorkomme.

In allen drei Punkten bin ich anderer Ansicht. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass die natürliche, angemessene, stimmige Form des Romans die eines Sacks, einer Tasche sein könnte. Ein Buch fasst Wörter. Wörter fassen Dinge. Sie tragen Bedeutungen. Ein Roman ist ein Medizinbündel, das Dinge in einem ganz bestimmten, wirkmächtigen Verhältnis zueinander und zu uns stehend fasst.

Gewiss, ein zwischen den Elementen des Romans wirkendes Verhältnis kann durchaus auch der Konflikt sein, doch die Verkürzung des Erzählens auf den Konflikt ist absurd. (Mir ist tatsächlich eine Anleitung für kreatives Schreiben untergekommen, in der stand: »Eine Geschichte sollte als eine Schlacht betrachtet werden«, gefolgt von Strategien, Attacken, Siegen etc.) Wird das Erzählen hingegen in der Tradition von Tragetasche/Mutterleib/Kiste/Haus/Medizinbündel betrachtet, dann können Konflikt, Wettbewerb, Stress, Ringen etc. als notwendige Elemente eines großen Ganzen betrachtet werden, das sich nicht einfach entweder als Konflikt oder als Harmonie beschreiben lässt, da sein Zweck weder Auflösung noch Stagnation, sondern schlichtweg die Aufrechterhaltung eines Prozesses ist.

Nun wird auch endlich deutlich, dass der Held in diesem Beutel schlichtweg kein gutes Bild abgibt. Er braucht eine Bühne

oder ein Podest oder einen Gipfel. Wenn er in einen Beutel gesteckt wird, sieht er aus wie ein Hase oder eine Kartoffel.

Deshalb mag ich Romane: Anstatt von Helden sind sie von Menschen bevölkert.

Als ich anfing, Science-Fiction-Romane zu schreiben, begann ich also, diesen großen schweren Sack voller Dinge mit mir herumzuschleppen, meine Tragetasche, vollgepackt mit Weicheiern und Tollpatschen, mit winzigen Samen von Dingen, die kleiner als Senfkörner sind, mit filigran gewirkten Netzen, die, wenn sie mühevoll entknotet werden, den Blick auf einen blauen Kiesel freigeben, mit einem Chronometer, das mit unbeirrbarer Gleichmut die Zeit einer anderen Welt misst, und mit einem Mäuseschädel; vollgepackt mit Anfängen ohne Enden, mit Initiationen, Verlusten, Wandlungen und Übersetzungen, mit weit mehr Tricks als Konflikten und weit weniger Triumphen als Fallstricken und Desillusionierungen; vollgepackt mit Raumschiffen, die Pannen haben, Missionen, die scheitern, und Leuten, die nichts verstehen. Eingangs habe ich geschrieben, dass es schwierig sei, eine packende Geschichte davon zu erzählen, wie wilden Haferspелzen Haferkörner abgerungen werden – nicht dass es unmöglich sei. Wer hat behauptet, dass es einfach sei, einen Roman zu schreiben?

Wenn Science Fiction die Mythologie der modernen Technologie ist, dann ist ihr Mythos ein tragischer. ›Technologie‹, oder die ›moderne Wissenschaft‹ (ich verwende diese Begriffe so, wie sie meist gebraucht werden, als unhinterfragte Kürzel für die ›harten‹ Wissenschaften sowie für jene Hochtechnologien, die auf ewigem Wirtschaftswachstum gründen), ist ein heroisches, ein herkulisches, ein prometheisches Unterfangen, das als Triumph und somit letztlich als Tragödie konzipiert ist. Die Erzählweise, die diesen Mythos verkörpert, kann gar nicht

anders, als triumphierend (der Mensch bezwingt die Erde, den Weltraum, die Außerirdischen, den Tod, die Zukunft etc.) und tragisch (Apokalypse und Holocaust einst oder heute) zu sein.

Wenn wir hingegen den linearen, progressiven, einem Zeitpfeil (sprich: Geschoss) gleichenden Modus des Techno-Heroischen verlassen und Technologie und Wissenschaft zu etwas undefinieren, das in erster Linie eine kulturelle Tragetasche und keine Waffe, kein Herrschaftsinstrument ist, dann ist eine erfreuliche Nebenwirkung, dass Science Fiction auf einmal als ein weit weniger starres, enges Feld erscheint, das nun nicht mehr notwendigerweise prometheisch oder apokalyptisch und viel weniger ein mythologisches als ein realistisches Genre ist.

Es ist ein seltsamer Realismus, aber es ist eben auch eine seltsame Realität.

Richtig verstanden, ist Science Fiction, so wie jede ernstzunehmende erzählende Literatur – ganz gleich, wie seltsam sie auch erscheinen mag –, ein Versuch, das zu beschreiben, was passiert, was Leute tun und fühlen, wie Menschen sich zu allem anderen in diesem riesigen Sack Befindlichen in Beziehung setzen, zu diesem Mutterleib des Universums, zu dieser Gebärmutter der Dinge, die einst kommen, und dieser Grabstätte der Dinge, die einst waren, jener unendlichen Geschichte. Wie jede andere Art erzählender Literatur birgt auch sie genügend Raum, um selbst rastlose Aufsteiger auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen und ihnen ihren Platz im großen Gefüge zuzuweisen; es gibt darin genügend Zeit, um viel wilden Hafer zu sammeln und auch auszusäen, um der kleinen Oom vorzusingen, sich Ools Witze anzuhören und den Molchen zuzuschauen – und damit ist die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende.

Es gibt noch Samen, die es zu sammeln gilt; es gibt noch Platz im Sternenbeutel.

- 1 Im November 2019 wurden der Weltöffentlichkeit die in einer Tongrube im Ostallgäu gefundenen, auf ein Alter von 11,62 Millionen Jahren datierten fossilisierten Überreste einer bislang unbekanntes Menschenaffenart vorgestellt. Der Erstbeschreibung von Ausgrabungsleiterin Madelaine Böhme zufolge zeichne sich der Knochenbau der Gattung *Danuvius guggenmosi*, benannt nach ihrem Entdecker, dem Hobbyarchäologen Sigulf Guggenmos (1941–2018), durch einen für den aufrechten Gang ausgelegten Knochenbau aus. Bislang galt der aufrechte Gang auf zwei Beinen (Bipedie) als wichtigstes Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschenaffen und Menschen. Die verbreitete Hypothese, wonach die Bipedie und damit die Menschwerdung vor sechs bis sieben Millionen Jahren in der ostafrikanischen Savanne ihren Anfang nahm, muss somit in Frage gestellt werden. Dies ändert freilich grundsätzlich nichts an Ursula K. Le Guins kulturanthropologischer Argumentation. Für weitere Details siehe: Madelaine Böhme et al.: A new Miocene ape and locomotion in the ancestor of great apes and humans. In: Nature 575, 6. November 2019, S. 489–93. (Anm. d. Ü.)
- 2 Ursula K. Le Guin verstand sich als Feministin und setzte sich in ihrem Werk nicht nur kritisch mit patriarchalen Strukturen und stereotypen Geschlechterbildern auseinander, sondern brach diese immer wieder ganz bewusst, etwa in den Romanen »Die linke Hand der Dunkelheit« und »Freie Geister«. Aufgrund grammatikalischer Unterschiede zwischen der englischen und der deutschen Sprache muss der Übersetzer, die Übersetzerin bei

Übertragungen ins Deutsche Entscheidungen treffen, die sich der Autorin, dem Autor im Englischen so nicht stellten. Diese Entscheidungen habe ich im Sinn der von Le Guin in den Texten angelegten Gesellschafts- und Geschlechterkritik sowie im Sinn eines guten Leseflusses getroffen. Auf sprachliche und typografische Stolpersteine in Form geschlechtsneutraler Schreibweisen mit Asterisk, Unterstrich oder Binnen-Majusekel habe ich bewusst verzichtet, sondern stattdessen durch andere Mittel das unserer Sprache nach wie vor eingeschriebene verheerende Vorurteil von der Überlegenheit weißer westlicher Männer sichtbar gemacht, gebrochen oder ad absurdum geführt: Wenn im Folgenden also an manchen Stellen etwa ›Mammutjäger‹, ›Held‹, ›Theoretiker‹, ›Kolonisator‹, ›Kapitalist‹, ›Utopist‹ oder ›Behaviorist‹ ausschließlich in der maskulinen Form gebraucht wird, sind Bezüge zu den aus den jeweiligen Kontexten hervorgehenden patriarchalen Machtausübungen und Machtmissbräuchen ausdrücklich beabsichtigt. Dies soll nicht heißen, dass Menschen nicht-männlichen Geschlechts kategorisch von den als ›Patriarchalisierung‹ zu bezeichnenden historischen Praktiken der Unterjochung und Weltvernichtung ausgeschlossen würden oder dass jede Verwendung des grammatikalischen Maskulinums vor diesem gesellschaftskritischen Hintergrund erfolgt wäre. An anderen Stellen wird zwischen der weiblichen und männlichen Form abgewechselt, an wieder anderen wird ausschließlich das Femininum verwendet. Grundsätzlich kann jede gebrauchte grammatikalische Form als eine Einladung an die Leserin, den Leser verstanden werden, sich zu fragen, warum dort gerade diese und nicht eine andere Form verwendet wurde, sowie dazu, die jeweils andere Form bewusst mitzudenken – oder eben nicht. (Anm. d. Ü.)

- 3 Elizabeth Fisher: *Woman's Creation. Sexual Evolution and the Shaping of Society*, New York: McGraw-Hill, 1975, S. 58.

- 4 Siehe die Anfangssequenz von Stanley Kubricks 1968 veröffentlichtem, auf einer Erzählung von Arthur C. Clarke basierendem Film »2001: Eine Odyssee im Weltraum«. (Anm. d. Ü.)
- 5 Die Gattung *Avena* (Hafer) ist auf dem amerikanischen Kontinent nicht heimisch, sondern wurde durch europäische Kolonisatoren nach 1492 eingeführt. (Anm. d. Ü.)
- 6 Der chilenische Lyriker Pablo Neruda vertrat sein Land von 1970 bis 1972 als Botschafter in Frankreich. Sein Landsmann, der Schriftsteller Antonio Skármeta, war von 2000 bis 2003 Botschafter in Deutschland. Der Dramatiker Václav Havel war von 1989 bis 1992 der letzte Präsident der Tschechoslowakei und von 1993 bis 2003 der erste der Tschechischen Republik. (Anm. d. Ü.)
- 7 Der »opponierbare« (abbiegbare) Daumen ist ein Unterscheidungsmerkmal zwischen den Altweltaffen (zu denen die Menschenaffen im weiteren Sinn zählen, also auch der *Homo sapiens*) und den Neuweltaffen, die den Daumen nicht von den anderen Fingern abbiegen, sondern ihn nur an diese heranführen können. Die Möglichkeit, den Daumen abzubiegen, stellte einen wichtigen Evolutionssprung dar, durch den der Faustschluss und eine verbesserte Greiffähigkeit ermöglicht wurden. (Anm. d. Ü.)
- 8 Vgl. folgende Zeilen aus Robert Frosts Gedicht »The Death of the Hired Man«: *Home is the place where, when you have to go there / They have to take you in.* (Robert Frost: *North of Boston*. New York: Henry Holt and Co., 1914, S. 20.) (Anm. d. Ü.)
- 9 Robert C. Elliott: *The Shape of Utopia*. Chicago: University of Chicago Press, 1970, S. 100.
- 10 Elliott, a. a. O., S. 8 f.
- 11 Der Begriff »Utopie« (wörtlich: »Nicht-Ort« von altgriechisch *ou*, nicht, und *topos*, Ort) geht auf den 1516 veröffentlichten philosophischen Dialog »Utopia« – eigentlich: »De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia« (Vom besten Zustand des Staa-